

 rowohlt repertoire

Leseprobe aus:

Leo Slezak

# Meine sämtlichen Werke

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/repertoire](http://www.rowohlt.de/repertoire)

# Werdegang

---

## *Kinderjahre*

Sie waren traurig. — Not und Elend, soweit ich zurückdenken kann. Mutter Sorge stand an meiner Wiege, bis zu dem Augenblick, da mich ein gütiges Geschick meinem geliebten Lehrer Robinson zuführte, der meine Stimme erkannte.

Am 18. August bin ich geboren. — Am 18. August, mit Kaiser Franz Joseph zugleich.

Eine Königin hat mich zur Welt gebracht, die Hebamme hieß Frau König, und mit Papst Leo XIII. feierte ich meinen Namens- tag. Also eine strahlende Vorbedeutung.

Ich bin in Mährisch-Schönberg, in der kleinen Mühle, zur Welt gekommen, infolgedessen Müllerssohn.

Durch das letzte Fenster im ersten Stock habe ich das Licht der Welt erblickt. Eine Gedenktafel ist noch nicht dort, aber man hat mir versprochen, sofort, sowie ich tot bin, kommt eine hin. —

Nun, das eilt nicht. —

Allerdings weiß ich mich an die Mühle und den rauschenden Bach nicht mehr zu erinnern. Meine Erinnerung beginnt erst in Brünn, wo mein Vater, nachdem er sein Vermögen verloren, in der Tuchfabrik Offermann einen Magazineurposten bekleidete.

Auch das Bild, das mich als Baby zeigt, ist sehr interessant, weil es dem lieben Leser respektive der reizenden Leserin vor Augen führt, wie sehr ich mich seither verändert habe. — Einige behaupten, zu meinem Vorteil, andere wieder meinen, ich sei damals schöner gewesen. — Ich selbst kann das nicht so beurteilen.

Ich absolvierte mit denkbar günstigstem Erfolg den Kindergarten. — Als ich dann in die richtige Schule kam, sollen mir diese Erfolge nicht mehr so treu geblieben sein. Allerdings möchte ich an dieser Stelle dem Gerüchte, ich sei elf Jahre in die erste Klasse gegangen, auf das bestimmteste entgegenreten und dieses als mindestens stark übertrieben bezeichnen.

Es herrschte nur eine Stimme: «Der Bengel ist unerträglich!»

Ich wuchs trotzdem heran und kam in die Realschule. Ich war zum Offizier bestimmt worden, sollte vier Realschulklassen absolvieren und dann in die Kadettenschule übertreten. Man erwog auch, ob ich nicht Staatsbeamter werden solle, von denen es damals im Volksmunde hieß: «Die haben zwar nichts, aber das haben sie sicher!»

Doch keines von beiden sollte sich erfüllen. Durch das Lesen von Indianerbüchern fühlte ich mich meist in der Prärie und sog all den von Edelmut triefenden Unsinn in mich auf. —

Wenn einmal zufällig ein Schulkollege etwas verbrochen hatte und ausnahmsweise nicht *ich* derjenige war, nahm ich's auf mich und büßte die Strafe mit dem Gefühl ab, ein Held zu sein. —

Diese eigenen und fremden Delikte summierten sich zu solch erdrückender Fülle, daß man mir eines Tages erklärte, auf meine weitere Mitwirkung in der vierten Realklasse verzichten zu müssen. — Ich sah mich plötzlich mit meinem Reißbrett und den Schulbüchern auf der Straße.

Ich hatte ausstudiert.

Meine Schulzeugnisse aus dieser Zeit geben einen recht traurigen Einblick in den Mangel an Wohlwollen und Verständnis, den man mir von seiten meiner Lehrer entgegenbrachte. Fast in jedem Zeugnis ist, neben einem — minderentsprechend — in sittlichem Betragen, auch noch ein liebloses «Ruhestörer» in der Rubrik für besondere Anmerkungen zu lesen.

Diese Bezeichnung ist mir allerdings bis auf den heutigen Tag, namentlich bei den Proben, treu geblieben.

Diese Lieblosigkeiten sollen ihren Grund in der unerschöpflichen Erfindungsgabe gefunden haben, mit welcher ich immer neue Abarten von Lausbübereien gebar. —

Hervorzuheben wäre das Einreiben der Bänke mit Knoblauch sowie das Streuen von Kirsch- und Zwetschkengernen auf die Erde und hauptsächlich auf den resonanzreichen Katheder, mit dem scheinbar unabsichtlichen Drauftreten und den damit verbundenen kanonenschußartigen Detonationen.

Dies alles wurde mir von seiten meiner Professoren in ganz animoser Weise übel ausgelegt.

Ich möchte an dieser Stelle der herzlichen Hoffnung Ausdruck geben, daß mein Sohn Walter diese Zeilen nicht vorzeitig in die Hand bekommt, weil ich glaube, begründete Befürchtung hegen zu müssen, daß er sich speziell in dieser Hinsicht seinen Vater als Vorbild nimmt.

Der Offizier und der Staatsbeamte waren somit erledigt. —

Meine Eltern, sehr verzweifelt über dieses gewaltsame Durchkreuzen ihrer Pläne, berieten, was nun aus mir werden sollte. —

Weiterstudieren könne ich nicht, es bliebe also nur ein Handwerk. «Gärtner!» rief ich begeistert. — In Blumen wandeln, dem Gezwitscher der Vögel lauschen — herrlich! Gärtner! —

Mein guter Vater suchte mir zwar diese etwas absurde Berufswahl auszureden, aber ich blieb dabei. — Man fand einen Lehrlingsposten für mich in Gmünden am Traunsee, in der Rosenvilla der Erzherzogin Elisabeth.

Der Abschied von den Eltern war schwer. Ich ging zum erstenmal in die Fremde. Meine engelsgute, geliebte Mutter gab mir all ihre Güte mit auf den Weg. Ich fühlte zum ersten Male die große Traurigkeit im Herzen.

Als Hofgärtnerlehrling wurde ich meist zum Ribisel- (Johannisbeer-) Austragen, Mistfahren und Gemüse-auf-den-Markt-Rudern verwendet.

Beim Ribiselaustragen lernte ich ganz besonders interessante Feinheiten kennen.

Man unterschied gerebelte und ungerebelte Ribisel. Die gerebelten waren schon von den Stielen abgeschürft, die ungerebelten waren dies noch nicht.

Das Mistfahren teilte sich auch in verschiedene Arten von Mist ein: Kuh-, Pferde- und Bockmist — zu welch letzterem ich diese meine bescheidene Schilderung nicht gerne hinzugezählt haben möchte.

Nach ungefähr drei bis vier Monaten verkaufte die Erzherzogin den Besitz, der Hofgärtner wurde versetzt, und ich mußte wieder heim. Meine Gärtneridylle war zu Ende.

Nun suchte mir mein Vater selbst einen Beruf aus. Maschinen-schlosser sollte ich werden. — Ich wurde es, lernte drei Jahre bei Brandl & L'hullier in Brünn und besuchte die Werkmeisterschule.

In dieser Zeit packte mich der Theaterteufel.

Ich wollte Komiker werden und schnitt Grimassen, daß meine liebe Mutter oft der quälenden Sorge Ausdruck gab, daß mir das Gesicht einmal so stehenbleiben würde. — Besonders selig war ich, wenn mich die Leute auf der Straße für einen Schauspieler hielten. Zu diesem Behufe blieb ich oft unvermittelt, mit einem Reclambuch in der Hand, wie selbstvergessen stehen, rollte die Augen und schrie plötzlich: «Ha, Verruchter!»

Die Leute um mich herum erschranken.

Einige beurteilten dies ungewohnte Benehmen wohlwollend und lachten, andere schimpften, und wenn ich nicht irre, so habe ich auch einmal von einem Herrn, der wenig für Kunst übrig hatte, ein paar Ohrfeigen bekommen. —

Damit beschließe ich die Tage meiner Kindheit und reife bis zum nächsten Kapitel zum Jüngling heran.

## Jünglingsjahre

Freudlos wie meine Kindheit ließ sich auch das Jünglingsalter an.

Von sechs Uhr früh bis sechs Uhr abends am Schraubstock, in harter schwerer Arbeit. — Als Löhnung ein paar Kreuzer, daheim Not und Sorge, denn es fehlte das Nötigste. Meine arme liebe Mutter immer über die Stickerei gebeugt. Ich mußte, um noch ein wenig hinzuzuverdienen, die halben Nächte Laubsägearbeiten machen, Vogelbauer, Tintenzeuge und derlei mehr, das dann auf Lose ausgespielt und jedem, der es gewann, ein Born rastlosen Ärgers wurde.

Mit Schauern denke ich an die Tintenzeuge zurück, die ich schnitzte. Sie waren sehr geschmacklos und als Tintenzeuge nicht zu verwenden. — Unbrauchbar auch die Vogelbauer. — Jeder Vogel war zu bedauern, der in meinen Käfig hinein mußte. — Er mußte rettungslos krepieren. Seit dieser Zeit rührt meine Abneigung gegen alles Geschnittene und Laubgesägte her.

In all dem düstern Grau in Grau verklärten meine Theaterpläne unser trauriges Leben. Ich wußte meiner lieben Mutter die Zukunft so schön zu schildern, daß sie oft das Sticken vergaß und mir glückselig in das Land der Träume folgte.

Luftschlösser wurden gebaut, ich sah mich als Rivalen Girardis in Wien, alle Not hatte ein Ende, mitten in der Nacht strahlte uns beiden die hellste Sonne.

Zum Theaterbesuch langte es nicht, selbst nicht zu einem allerbescheidensten Platz. Da lernte ich einen Chorsänger kennen, durch dessen Vermittlung ich ins Stadttheater eingeführt wurde. — Ich durfte mitstatieren. Mit hier und da verabreichten zehn Kreuzern wußte ich mir das Wohlwollen und die Förderung des Statistenhäuptlings zu erwerben und war dort bald heimisch.

Man wies mir, kraft obiger Protektion, die am wenigsten zerrissenen Trikots und am besten erhaltenen Kostüme zu.

*Da sein — die Luft atmen, in der Welt herumgehen dürfen* — — ich war wie betrunken vor Glück und starrte jeden Schauspielers als höheres Wesen an. — Ach und der Komiker war für mich einfach der Gipfel des Beneidenswerten.

Mein Vater sah mein Fernbleiben des Abends mit scheelen Blicken an und schnitt jeden Versuch, ihn von der ungeheuren Rentabilität des Bühnenberufes zu überzeugen, kurzweg ab, meist mit den Worten: «Auf dich warten sie beim Theater! — Willst du Wolkenschieber werden oder Möbelträger? — Bleib bei deinem Handwerk, verzettle dich nicht, sonst wird nie etwas aus dir!» —

Ich lernte humoristische Vorträge, kopierte alles, was ich sah, und lebte immer in einer anderen Welt.

Welch einen wohlthuenden Einfluß dies auf meinen Schlosserberuf ausübte, läßt sich leicht erraten.

Nachdem ich drei Jahre die Schlosserei gelernt hatte, kam ich in die Werkmeisterschule. Außerdem war ich ein gewiegter Statist und Volksmurmeler geworden und stellte in Verschwörungen derart meinen Mann, daß sich das Publikum höchst befremdet fragte, wer denn dieser aufdringliche Longinus sei, der da so mit Händen und Füßen um sich schlage.

Einzelne Chorstellen, die mir im Ohr geblieben waren, brüllte ich mit, daß mir fast die Halsadern platzten.

So geschah es auch eines Abends, in der Oper «Bajazzo». — Den Tonio sang Adolf Robinson. —

Ich schreie neben ihm wie ein Zahnbrecher, er dreht sich überrascht um, sieht mich an und flüstert mir zu: «Melden Sie sich nach der Vorstellung in meiner Garderobe, ich habe Ihnen etwas zu sagen.»

Hochklopfenden Herzens erwartete ich ihn.

Er sagte: «Mir scheint, Sie haben eine schöne Stimme. — Kommen Sie morgen vormittag zu mir, ich werde Sie prüfen.»

Daheim schilderte ich meiner lieben Mutter dieses ungewöhnliche Erlebnis in den glühendsten Farben. —

Der nächste Morgen kam, statt in die Schule ging ich zu Robinson.

Er empfing mich sehr freundlich und fragte, ob ich ihm etwas vorsingen könne.

Ich konnte nichts anderes als Couplets, und so sang ich denn: «A so a Kongoneger hat's halt guat!»

Robinson konstatierte einen Heldenetenor! — — —

Wie ich heimkam, weiß ich nicht. — Lange Überredung hat es gekostet, meinen Vater zu bewegen, seine Erlaubnis zum Singenlernen zu geben. — Erst als ihm Robinson persönlich versicherte, daß man mir, wenn ich fleißig arbeite, eine günstige Zukunft prophezeien könne, willigte er ein.

So kam ich denn auf den Weg, den mir mein Lehrer gewiesen, und auf dem er mich mit zielbewußter Hand führte.

Gefühle innigster Dankbarkeit für ihn und seine verehrte, so herzensgute Frau verbinden mich bis zum heutigen Tag mit ihm.

Alles, was ich geworden bin, danke ich ihm und seiner väterlichen Güte!

Doch hinter all dem Glück stand das schreckliche Gespenst, die Not, die einmal nicht zu bannen war.

Alle Bemühungen, einen Gönner zu finden, der mir über die böse Zeit des Studiums hinweggeholfen hätte, schlugen fehl.

Die schwere Arbeit am Schraubstock und beim Schmiedefeuer vertrug sich nicht mit dem Singen, so fand ich den Ausweg, freiwillig zum Militär zu gehen, um dort die freie Zeit zum Singen lernen zu benützen. —

Ich wurde Soldat. —

### *Militärzeit*

Siebzehn Jahre war ich alt, hochaufgeschossen und unterernährt.

Im Mai wurde ich eingezogen und allein im Kasernenhof vom Unteroffizier abgerichtet.

Meine Einkleidung war schnell vollzogen.

Ich war in einem Samtrock, mit einer Lavallièrekrawatte und fliegenden Künstlerlocken in die Kaserne gekommen.

Auf dem Samtrock Schuppen. — Einen liegenden Kragen hatte ich auch.

Das erste war, daß man mir die Haare schnitt, bis auf die Haut. — Die Ohren lagen frei und standen weg.

Dann gab man mir eine Hose, die reichte mir bis ober die Knöchel. — Als ich schüchtern einwenden wollte, daß sie etwas zu kurz wäre, erstickte der Rechnungsunteroffizier mit einem energischen «Die Hosen passen!» mein Vorhaben.

Dann bekam ich eine Bluse. — Ehe ich sie noch am Leibe hatte, erfuhr ich, daß sie «paßt», und schon stülpte man mir eine Mütze auf, die mir über die Augen ging. — Auch sie «paßte»! —

So stand ich nun da als k. k. Jäger des 17. Jägerbataillons in Brünn.

Meine Kameraden heulten vor Vergnügen über meinen Anblick — weil sie schon vergessen hatten, daß es ihnen bei ihrer Einkleidung ebenso ergangen.

Mir war sehr mies.

Nach einigen Tagen änderte sich das Bild. — Mit jedem Tage wurde ich mehr und mehr Soldat, ich hörte auf, mit den Händen zu reden, bei «Rechts oder Links schaut» flogen meine Augen nach Vorschrift mit hörbarem Ruck, die Gewehrgriffe klopfte ich mit Empfindung, und so kam denn nach und nach, in verhältnismäßig kurzer Zeit der Tag heran, da man mich in die Kompagnie einteilte und als ausgebildeten Soldaten anerkannte.

Auf dem Exerzierplatz ertönte das Kommando: «Entwickelte Linie!» — Ich als der Längste am rechten Flügel im ersten Glied hatte einen Zugführer neben mir, der mir ungefähr bis zur Hüfte reichte.

Wenn «Rechts richt't euch!» kommandiert wurde, starrte ich ins Leere.

Wir marschierten also in entwickelter Linie. — Plötzlich fühle ich mich so allein, wage nicht, rechts oder links zu blicken, da schreit mein Hauptmann: «Herr Oberleutnant! — der Opernsänger macht, was er will!» —

Ich hatte das Kommando «Halt!» überhört, weil ich meinen eigenen Gedanken nachgegangen war, und schlich beschämt in meine Einteilung, begleitet von dem «Habtacht-Grinsen» der Kameraden. — Dort machte man mich auf das Furchtbare aufmerksam, wohlwollend und nachsichtig, aber nicht ohne die liebevolle Bemerkung, daß man mich einsperren würde, bis ich schwarz werde, wenn dergleichen noch einmal vorkomme. —

Allmählich wurde aus dem Rekruten ein strammer Unteroffizier, ich bekam selbst Rekruten zur Abrichtung und wurde Zimmerkommandant.

Es gab Rekrutenexerzieren vor dem Bataillonschef.

Alles ging schief. — Bei den Doppelreihen sprangen die Leute einander ins Gesicht, und der Herr Bataillonskommandant suchte uns zu überzeugen, daß dies kein Militär, sondern ein Sauhaufen wäre, von dem jeder einzelne den Tod durch den Strang verdiene.

Als Belohnung für all die Schmach wurde von dem Bataillonskommandanten — Zimmervisite angesagt. —

Was eine Zimmervisite ist, kann nur der erfassen, der selbst Soldat war oder ist.

Zimmervisite ist furchtbar! —

Heute noch, nach so vielen Jahren, wenn ich schwere Träume habe, sehe ich mich als Zimmerkommandanten und warte auf die Zimmervisite.

Zimmervisite ist... aber was brauche ich noch weiter zu sagen! — Wer sie kennt, versteht mich, und wer sie nicht kennt, wird mich nie begreifen.

Grundbedingung bei der theoretischen Ausbildung des Soldaten ist, daß jeder einzelne Mann den Namen seiner Vorgesetzten kennt, und zwar von Seiner Majestät, dem obersten Kriegsherrn angefangen, bis zum letzten Patrouilleführer und Kameradenschaftskommandanten.

Sehr schwere Namen gab es da zu behalten.

Wir hatten durchweg böhmische Rekruten, einzelne darunter von einer Beschränktheit, die zum Selbstmord reizte.

Zamazal hieß er. — Das Wort an sich ist schon niederschmetternd.

Es heißt zu deutsch: «der Schmutzigmachende».



Zamazal lächelte gewöhnlich still vor sich hin. — Als er einige Male liebevoll angehaucht wurde, wurde er verstört — und später, wenn man ihn nur ansprach, erschrak er heftig.

Zamazal war mein Damoklesschwert.

Sonntagmorgen. — Jeder steht vor seinem Bett, alles ist vorchriftsmäßig im Koffer — das Zahnbürstel, das zu allem benutzt wird, nur nicht zum Zähneputzen — die Kleider auf dem Brett. — Hochklopfenden Herzens noch ein schnelles: «Zamazal, wie heißt unser Herr Hauptmann?» —

«Ottokar Hauska Edler von Zbranikow», tönte es prompt zurück.

«Habt acht!» — ruft die Tagcharge.

Strammes Zusammenschlagen der Absätze, Hinaufreißen der rechten Hand an die Mütze und energische Meldung als Zimmerkommandant.

Hinter dem Herrn Oberstleutnant die Suite: Hauptmann, Oberleutnant, die Leutnants, der Kadett, der Oberjäger, der Rechnungsunteroffizier, die Tagcharge und die Inspektion.

Der Herr Oberstleutnant blickt scharf im Zimmer herum, alles wölbt die Schultern zurück, preßt die Hände an die Hosennaht und starrt dem hohen Vorgesetzten mit hervorquellenden Basedowaugen in die seinen.

Das muß man so machen.

Zamazal steht vor seinem Bett, die Blicke des Bataillonskommandanten fallen auf ihn.

Er hat den Kopf zur Seite geneigt — und lächelt.

Der Herr Oberstleutnant sieht ihn an — mir bleibt das Herz stehen — er tritt vor ihn hin und fragt: «Wie heiße ich?»

Zamazal erschrickt heftig. — Kurze Pause. — Ich fühle den Dunkelarrest in allen Gliedern.

«Sie haaßens... Sie haaßens...» Und mit einer großen Armbewegung stößt Zamazal aufgebracht hervor — in böhmischer Sprache: «Kruzifix, ich hab' gewußt, wie der Kerl heißt, und jetzt hab' ich's vergessen.» —

Große Pause.

Ich sehe mich meine Tage im Arrest beschließen. —

«Unteroffizier!!»

«Zu Befehl, Herr Oberstleutnant!» —

«Das, was ich da gestern sah und heute hörte, ist kein Militär, das sind Lohengrüne. — Lauter Lohengrüne. —

Der Mann weiß nicht, wie ich heiße. — Der Mann macht dramatische Armbewegungen, wenn er mit mir redet.

Ich habe eine Versammlung von bewaffneten Opernsängern, aber keine Soldaten. Was haben Sie mir zu antworten?» —

Ich fasse mir ein Herz, schlage die Absätze zusammen, reiße die Hand an die Mütze und melde gehorsamst: «Herr Oberstleutnant, der Mann ist ein Trottel!» —

Der Oberstleutnant dreht sich auf dem Absatz herum und geht aus dem Zimmer. — Hinter ihm der Hauptmann, der Oberleutnant, die Leutnants, der Kadett, der Oberjäger, der Rechnungsunteroffizier, die Tagcharge und die Inspektion.

Ich war allein — allein mit meinen Lieben.

Alle standen noch «Habt acht» vor ihren Betten. —

Zamazal auch. Ich trat vor ihn hin, ich wollte ihn töten. Er blickte mich verstört an, er merkte offenbar die Absicht. Ich tötete ihn nicht, und da ich doch etwas sagen mußte, so sagte ich: «Rindviech!» —

Ich wurde nicht eingesperrt. — Mein guter Hauptmann setzte mir nur auseinander, welche Folgen es haben könnte, wenn ein Heer von Lohengrinen, wie der Herr Oberstleutnant so richtig bemerkte, an den Feind käme, und stellte mir in Aussicht, daß ich eingesperrt werden würde, bis ich schwarz werde, wenn sich das nicht ändere.

Dann sagte er mir: «Sie haben Glück gehabt. — Die Meldung, daß der Mann ein Trottel ist, hat Sie gerettet.»

Zamazal wurde in die Küche kommandiert.

Sein Name wies ihn auf diesen Platz. —

Es wurde Dezember, man machte mich zur Aufsichtscharge in der Unteroffiziersbildungsschule. Man erkannte mein pädagogisches Talent und machte mich zum Lehrer.

Ich trug Trompetensignale vor.

Gewöhnlich werden die Signale vorgepfeifen, und die Mannschaft muß sie nachpfeifen. Da kommt es aber oft zu Komplikationen. Wenn ein Mann pfeifen soll, schneiden die andern Gesichter und bringen ihn so zum Lachen.

Ich war Sänger, also sang ich ihnen die Signale vor: «Tadara-datataratatadah!» — usw.

Während ich vortrage, kritzelt der Jäger Krupitza immerfort in seinem Notizbuch. Ich bin empört, daß man den interessanten Ausführungen meines Vortrages so wenig Aufmerksamkeit schenkt, und schmettere: «Krupitza, was schreiben Sie da, wenn ich vortrage?»

«Herr Unterjäger, ich meld' g'horsamst, ich schreib' mir die Signale auf.»

«Ja, Krupitza, sind Sie denn ein Symphoniker, daß Sie die Töne zu Papier bringen können?» —

Ich nehme sein Buch in die Hand und finde gewissenhaft eingetragen: «Tadarada-taaratatadah!» —

Als ich ihn das Signal wiederholen ließ, sang er den Radetzky-marsch. — — —

Im Juni nächsten Jahres stand ich im Garnisonspital vor der Superarbitrierungskommission.

Ich war frei vom Militär, versetzt zum Landsturm ohne Waffe. Es hieß des Kaisers Rock ausziehen und wieder in den Samtrock schlüpfen. Er war mir viel zu klein geworden.

Ich wußte mir keinen Rat; ganz mittellos stand ich da und mußte meinen Hauptmann bitten, einstweilen meine Uniform weitertragen zu dürfen, was er mir gerne gestattete.

Recht traurig ging ich den Krautmarkt hinab, verfolgt von dem quälenden Gedanken: Was jetzt anfangen? —

Da begegnete mir Herr V. von S. — ein Bekannter meines Hauptmanns, ein eifriger Weidmann, vor dem ich als Soldat öfter gesungen hatte, wenn der Jagdverein seine Unterhaltungsabende abhielt.

Er fragte mich, warum ich, der sonst so Frohe, so niedergeschlagen wäre?

Ich klagte ihm meine Not. Er stellte mir hundert Gulden zur Verfügung. Ich konnte es nicht glauben, es war wie ein Wunder — ich weigerte mich, das Geld anzunehmen, doch er drängte es mir auf.

Ich dankte tausendmal und versprach, ihm die Summe, sobald ich nur könne, bei Heller und Pfennig zurückzuzahlen.

Dann zog ich die Uniform aus, kaufte mir einen neuen Samtrock, ließ mir lange Haare wachsen und ging zum Theater. —

So schloß meine Militärzeit.

Sie war kurz, aber mir unvergeßlich. Dankbaren Herzens gedanke ich ihrer, sie hat einen gesunden, tüchtigen Menschen aus mir gemacht und hat mir viel fürs Leben mitgegeben. Ich hatte warmherzige, liebenswürdige Vorgesetzte, denen ich das beste Andenken bewahre.

Das Gefühl der Zugehörigkeit zu meinem 17. Jägerbataillon habe ich nie verloren.

Und sogar die geliehenen hundert Gulden habe ich schon mit Dank zurückgegeben.

Meinem ehemaligen Regimentsarzt überreichte ich später ein Bild von mir als Othello mit der Widmung: «Herrn Oberstabsarzt S. zur Erinnerung an den Rekruten des 17. Jägerbataillons, der zum Feldherrn der venezianischen Flotte avanciert ist.»

## *Wie ich zum Theater kam*

Mein Studium war noch nicht so weit gediehen, als daß ich gleich hätte zum Theater gehen können.

Ich nahm also, um mein Leben fristen zu können, eine Stelle als Schreiber in einer Advokaturkanzlei.

Diese Zeit bedeutete sowohl für mich als auch für den Herrn Advokaten eine Quelle von Leiden.

Meine Konzentration auf die diversen Rechtsfälle ließ so viel zu wünschen übrig, daß alles, was ich schrieb, meist unbrauchbar war. ——— Selbst wenn man es hätte lesen können.

Es kam oft vor, daß ich, um Auskunft befragt, was dieses oder jenes bedeutet, meine eigene Schrift nicht entziffern konnte.

Um neun Uhr früh saß ich in der Kanzlei, und um halb zehn war mein Bedarf an derselben bereits derart gedeckt, daß ich unter den kühnsten, an die Leichtgläubigkeit meines Brotherrn die exorbitantesten Ansprüche stellenden Ausreden mich zwei- bis dreimal in der Woche zu drücken versuchte und die Vormittage wegblieb.

Dieser Zustand konnte auf die Dauer nicht aufrechterhalten werden, das stand fest.

Eines Tages rief mich der Chef in sein Allerheiligstes und erklärte mir, sichtlich bewegt, daß wir voneinander scheiden mußten. ——— Seine Hochschätzung für mich als Sänger nehme, trotzdem er mich nie gehört habe, solch gewaltige Dimensionen an, daß dadurch der Schreiber — Mundant, wie es so richtig heißt — weit in den Schatten gestellt werde. —

Wir reichten einander die Hände, versicherten uns unseres gegenseitigen Wohlwollens und atmeten beide auf, als sich die Türe zwischen uns schloß.

Wenn ich dann später, als alles weit hinter mir lag, mit meinem ehemaligen Chef zusammenkam, sagte er oft: «Slezak, Sie ahnen nicht, was für ein schlechter Advokatschreiber Sie waren. Sie als Mundanten zu verlieren, bedeutet für jeden Advokaten eine Erlösung!» — —

Es wäre unklug gewesen, ihm zu widersprechen.

Die Sorge um die Existenz stand nun wieder drohend vor mir. Man riet mir, da ich doch kein Sitzfleisch hätte, zu einem freieren Beruf. — Agent! — Großartig! — —

Ich bekam, durch Empfehlung, die Vertretung einer Firma für Powidel.

In Deutschland heißt es treffend: Pflaumenmus.

Ich rannte von einem Kaufmannsladen zum andern und offerierte meine Powidel in der intensivsten Form.

Ich erklärte es für ein Verbrechen, die Gelegenheit vorübergehen zu lassen und mir meine Powidel nicht aus den Händen zu reißen. —

Die Kaufleute fanden mich äußerst originell, amüsierten sich sichtlich, aber kauften nichts.

Entweder war die Powidel nichts wert, oder aber war meine Art und Weise nicht vertrauenerweckend. — Ich weiß es nicht.

Eines Tages fraß ich alle Muster auf und sah ein, daß ich auch hier fehl am Orte war. —

Mit krachendem Magen kam ich zu den Gesangsstunden.

Mein Lehrer meinte, daß das so nicht weiterginge.

Er besuchte Direktor Aman, der dem Brünner Stadttheater vorstand, und bewirkte, daß ich zum Probesingen zugelassen wurde.

So stand ich endlich auf der Bühne und sang die Bajazzo-Arie. Das Resultat war berauschend — man engagierte mich sofort.

Fürs erste Jahr bekam ich einen Vorschuß von vierzig Gulden monatlich, der mir im nächsten Jahre von meinen hundert Gulden Gage abgezogen werden sollte. Für jedes Auftreten ein Spielhonorar von zehn Gulden.

Im dritten Jahre dreihundert Gulden Gage! —

Mir schwindelte! — So viel Geld gibt es ja gar nicht! — Ich saß da mit klopfendem Herzen, nur daran denkend: «Was wird die Mutter dazu sagen?»

Dann nach Hause, um die Unterschrift des Vaters auf den Vertrag setzen zu lassen, denn ich war erst neunzehn Jahre alt.

Was sich daheim für ein Glücksgefühl auslöste, in welchen Formen es zum Ausdruck kam, kann ich nicht schildern — ich würde es damit profanieren.

Alle Not hatte ein Ende!

Nun war ich Mitglied des Theaters und durfte in die Künstlerloge gehen. — Ich wohnte in derselben. —

Jedes Erwachen des Morgens war ein Fest. —

Sämtliche Advokaturkanzleien und Powidelfabriken der Erde konnten mir den Buckel herunterrutschen.

Da es im Vertrage Bedingung war, daß ich im ersten Jahre mindestens drei Opernpartien bühnenreif studieren müsse, ich aber noch keine Note lesen konnte, spielte mir Mama Robinson am Klavier mit einem Finger jede Stelle so lange vor, bis ich sie nachsingen konnte. Auf diese mühsame Art erlernte ich den Freischütz, die Zauberflöte und den Lohengrin.

Beschäftigt wurde ich nicht, was mich mit Entrüstung erfüllte. Ich glaubte mich zurückgesetzt, gab auch dieser Empfindung im Kollegenkreise drastischen Ausdruck und erklärte meinen Direktor für einen Trottel.